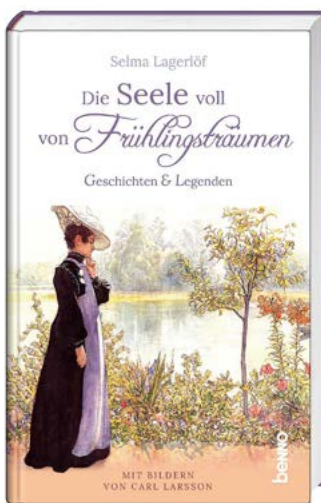


Leseprobe



Die Seele voll von Frühlingsträumen

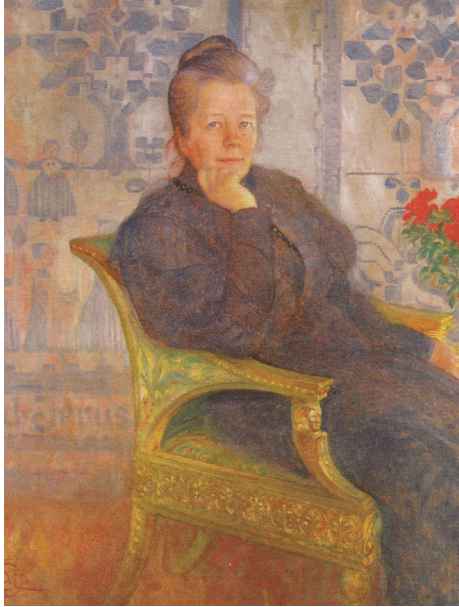
Geschichten & Legenden

96 Seiten, gebunden, 12,5 x 19,5 cm, farbige Abbildungen
ISBN 9783746258706

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2021



Schenken heißt,
einem anderen etwas geben,
was man am liebsten
selbst behalten möchte.

Selma Lagerlöf

Selma Lagerlöf
Die Seele voll
von *Frühlingsträumen*
Geschichten & Legenden

MIT BILDERN
VON CARL LARSSON

benno

Inhalt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bildnachweis:

S. 2: Selma Lagerlöf, 1908
S. 6: Selbstbildnis, 1905
S. 11: Britas Kaktus, 1904
S. 16: Gratulation der Großmutter, 1912
S. 24: Das Gartentor, 1897
S. 28: In der Weißdornhecke, 1897
S. 33: Die Brücke, um 1894
S. 36: Der Großvater, 1906
S. 38: Azalee, 1906
S. 46: Krebsfischen, 1897
S. 48: Spätsommer, 1908
S. 59: Das Haus, 1894/5
S. 65: Frühstück unter der großen Birke, 1896
S. 70: In Sundborns Kirche, 1905
S. 73: Die alte Kirche von Sundborn, 1894–1896
S. 76: Esbjörn liest im Lehnstuhl, 1912
S. 89: Lisbeth liest, 1904
S. 16, 33, 70, 73: © akg-images

Besuchen Sie uns im Internet:

www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm, zu Neuerscheinungen und Aktionen.
Einfach anmelden unter www.st-benno.de.

ISBN 978-3-7462-5870-6

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig
Zusammenstellung: Volker Bauch, Gößnitz
Umschlaggestaltung: Rungwerth Design, Düsseldorf
Titelbild: Carl Larsson, Spätsommer, 1908
Gesamtherstellung: Kontext, Dresden (A)

Das Frühlingsfest	7
Reors Geschichte	17
Die Osterhexe	25
Das Rotkehlchen	39
Der wunderschöne Garten	49
Bei den Kirchen	71
Stockholm	77

Das Frühlingsfest



Wenn man alles gelesen und alles wieder vergessen hat, was dann übrig bleibt, das ist Bildung.

Carl Larsson

Nun aber wollte es der Zufall, dass, als der Student sich schlafen legte, ein kleiner Bursche mit gelber Lederhose, grüner Weste und weißer Zipfelmütze auf dem Dach vor seinem Mansardenfenster stand und dachte, wenn er an Stelle dessen wäre, der jetzt da drinnen in seinem Bett lag, so würde er sehr glücklich sein.

Dass Niels Holgersen, der noch vor ein paar Stunden in einem Bündel gelber Sumpfdotterblumen am Ekel-sundsvik gelegen und gefaulenzt hatte, sich jetzt in Upsala befand, daran war der Rabe Bataki schuld; er hatte Niels zu dem Abenteuer verlockt.

Der Junge selber hatte es sich am allerwenigsten träumen lassen. Er lag in dem Blumenbündel und starrte zum Himmel empor, als er Bataki oben zwischen den davonziehenden Wolken fliegen sah. Der Junge wollte sich am liebsten vor ihm verstecken, aber Bataki hatte ihn schon gesehen, und einen Augenblick später stand er mitten zwischen den Dotterblumen und sprach so, als seien er und der Junge die besten Freunde von der Welt.

So finster und feierlich Bataki auch aussah, Niels konnte doch merken, dass er einen Schelm im Auge hatte. Er hatte ein Gefühl, als wenn der Rabe gekommen sei, um sich lustig über ihn zu machen, und er hatte beschlossen, sich an nichts zu kehren, was er auch zu ihm sagen werde.

Der Rabe begann nun damit zu sagen, er fände, er schulde Däumling einen Ersatz dafür, dass er ihm nicht erzählen könne, wo das Bruderteil war, und deswegen sei er nun gekommen, um ihm ein anderes Geheimnis anzuvertrauen. Bataki wisse nämlich, wie jemand, der so verwandelt worden war wie er, wieder zum Menschen werden könne.

Der Rabe hatte ganz fest geglaubt, dass der Junge sofort anbeißen würde, wenn er ihm einen solchen Köder auswarf. Stattdessen aber antwortete Niels sehr abweisend, dass er wisse, er könne wieder Mensch werden, wenn er den weißen Gänserich erst glücklich nach Lappland hinauf- und dann nach Schoonen zurückbringen könne. „Du weißt, es ist keine Kleinigkeit, einen Gänserich glücklich durch das Land zu bringen“, sagte Bataki. „Es könnte nicht schaden, wenn du noch einen anderen Ausweg wüsstest für den Fall, dass dir dies misslingen sollte. Machst du dir aber nichts daraus, es zu wissen, so werde ich schon meinen Mund halten.“ Und dann antwortete der Junge, er habe nichts dagegen, dass ihm Bataki das Geheimnis erzähle.

„Das will ich auch tun“, sagte Bataki, „aber erst im rechten Augenblick. Setz' dich auf meinen Rücken und gehe mit mir auf eine Reise, dann wollen wir sehen, ob sich nicht eine passende Gelegenheit bietet!“ Da wurde der Junge wieder bedenklich, denn er wusste nie, wie er mit Bataki dran war. „Du wagst wohl nicht, dich mir anzuvertrauen“, sagte der Rabe. Niels konnte es aber nicht ertragen zu hören, dass es irgendetwas geben sollte, wovor er bange war, und im nächsten Augenblick saß er auf dem Rücken des Raben.

Dann flog der Rabe mit ihm nach Upsala. Auf einem Dach setzte er ihn ab, bat ihn, sich umzusehen, und fragte ihn dann, was er wohl glaube, wer in dieser Stadt regiere.

Der Junge sah über die Stadt hinaus. Sie war ziemlich groß und lag entzückend mitten in einer großen, gut bebauten Ebene. Da waren viele Häuser, die ansehnlich und vornehm aussahen, und oben auf einem Hügel lag ein stattlich gebautes Schloss mit zwei schweren Türmen.

„Da wohnen vielleicht der König und seine Mannen?“, fragte er.

„Das ist gar nicht übel erraten“, antwortete der Rabe. „In alten Zeiten hat der König hier seinen Sitz gehabt. Aber nun ist es vorbei mit der Herrlichkeit.“

Der Junge sah sich noch einmal um, und da bemerkte er vor allen Dingen den großen Dom, der in der Abendsonne dalag mit seinen drei hohen, glitzernden Türmen, seinen stattlichen Portalen und den reich geschmückten Mauern. „Vielleicht wohnt hier ein Bischof mit seinen Geistlichen?“, fragte er.

„Das ist gar nicht übel erraten“, sagte Bataki. „Hier haben einstmals Erzbischöfe gewohnt, die so mächtig waren wie Könige, und noch heutigen Tages wohnt hier ein Erzbischof, aber der regiert hier jetzt nicht.“

„Dann weiß ich nicht, was ich raten soll“, sagte der Junge.

„Die Gelehrsamkeit wohnt und regiert hier in der Stadt“, sagte der Rabe, „und die großen Gebäude, die du überall siehst, sind ihr und ihren Leuten zu Ehren errichtet.“ Das wollte Niels kaum glauben. „Komm du nur mit,

dann wirst du schon sehen!“, sagte der Rabe und sie flogen hin und besahen die großen Häuser. An verschiedenen Stellen standen die Fenster offen. Der Junge konnte hier und da hineingucken, und er sah, dass der Rabe recht hatte.

Bataki zeigte ihm die große Bibliothek, die vom Keller bis zum Boden voller Bücher war. Er führte ihn nach dem stolzen Universitätsgebäude und zeigte ihm die prächtigen Vorlesungssäle. Er flog an dem alten Gebäude vorbei, das Gustavianum heißt, und durch die Fenster sah der Junge ausgestopfte Tiere. Sie flogen über die großen Treibhäuser mit den vielen fremdländischen Pflanzen, und sie guckten auf das Observatorium hinab, wo das große Fernrohr zum Himmel hinauf gerichtet stand.

Sie schwebten auch an vielen Fenstern vorbei und sahen alte Herren mit einer Brille auf der Nase. Die saßen und schrieben oder lasen in Zimmern, deren Wände ganz mit Büchern bedeckt waren, und sie flogen an Mansardenstübchen vorbei, wo die Studenten, so lang sie waren, auf ihren Sofas lagen und über dicken Büchern schwitzten.

Schließlich ließ sich der Rabe auf einem Dach nieder. „Kannst du nun sehen, dass das, was ich sagte, wahr ist? Die Gelehrsamkeit herrscht hier in der Stadt!“ Und der Junge musste einräumen, dass er recht hatte. „Wäre ich nicht ein Rabe“, fuhr Bataki fort, „sondern ein Mensch so wie du, so würde ich mich hier niederlassen. Ich würde tagaus, tagein in einer solchen Stube voller Bücher sitzen und alles lernen, was darin steht. Hättest du nicht auch Lust dazu?“ – „Nein, ich glaube, ich möchte lieber mit den Wildgänsen reisen“, antwortete der Jun-



ge. – „Möchtest du nicht einer von denen werden, die Krankheiten heilen können?“, fragte der Rabe. – „Ach ja, vielleicht.“ – „Möchtest du nicht einer von denen werden, die alles wissen, was sich in der Welt zugetragen hat, die alle Sprachen sprechen und sagen können, was für Bahnen Sonne und Mond und Sterne am Himmel beschreiben?“, sagte der Rabe. – „Freilich, das könnte ja ganz erbaulich sein.“ – „Hättest du nicht Lust, den Unterschied von Gut und Böse, Recht und Unrecht kennenzulernen?“ – „Das könnte ja ganz nützlich sein“, sagte der Junge, „das habe ich oft bemerkt.“ – „Und hättest du nicht Lust zu studieren und Geistlicher zu werden und daheim in der Kirche zu predigen?“ – „Vater und Mutter würden sich schrecklich freuen, wenn ich es so weit brächte“, antwortete der Junge.

Auf die Weise machte der Rabe Niels begreiflich, dass die Menschen, die in Upsala wohnen und studieren konnten, glücklich seien, aber bisher hatte Däumling noch nicht gewünscht, einer von ihnen zu sein.

Dann traf es sich aber, dass das große Fest zu Ehren des Frühlings, das alljährlich in Upsala gefeiert wurde, gerade an diesem Abend stattfand. Es hatte eigentlich am ersten Mai stattfinden sollen, aber da goss es in Strömen vom Himmel herab, und das Fest ward auf einen anderen Tag verschoben.

Und so ging es zu, dass Niels Holgersen die Studenten zu sehen bekam, als sie nach dem Botanischen Garten hinauszogen, wo das Fest gefeiert werden sollte. Sie kamen in einem großen, breiten Zug daher mit weißen Mützen auf dem Kopf und die ganze Straße war wie ein dunkler Fluss voll weißer Wasserrosen. Vor dem Zuge

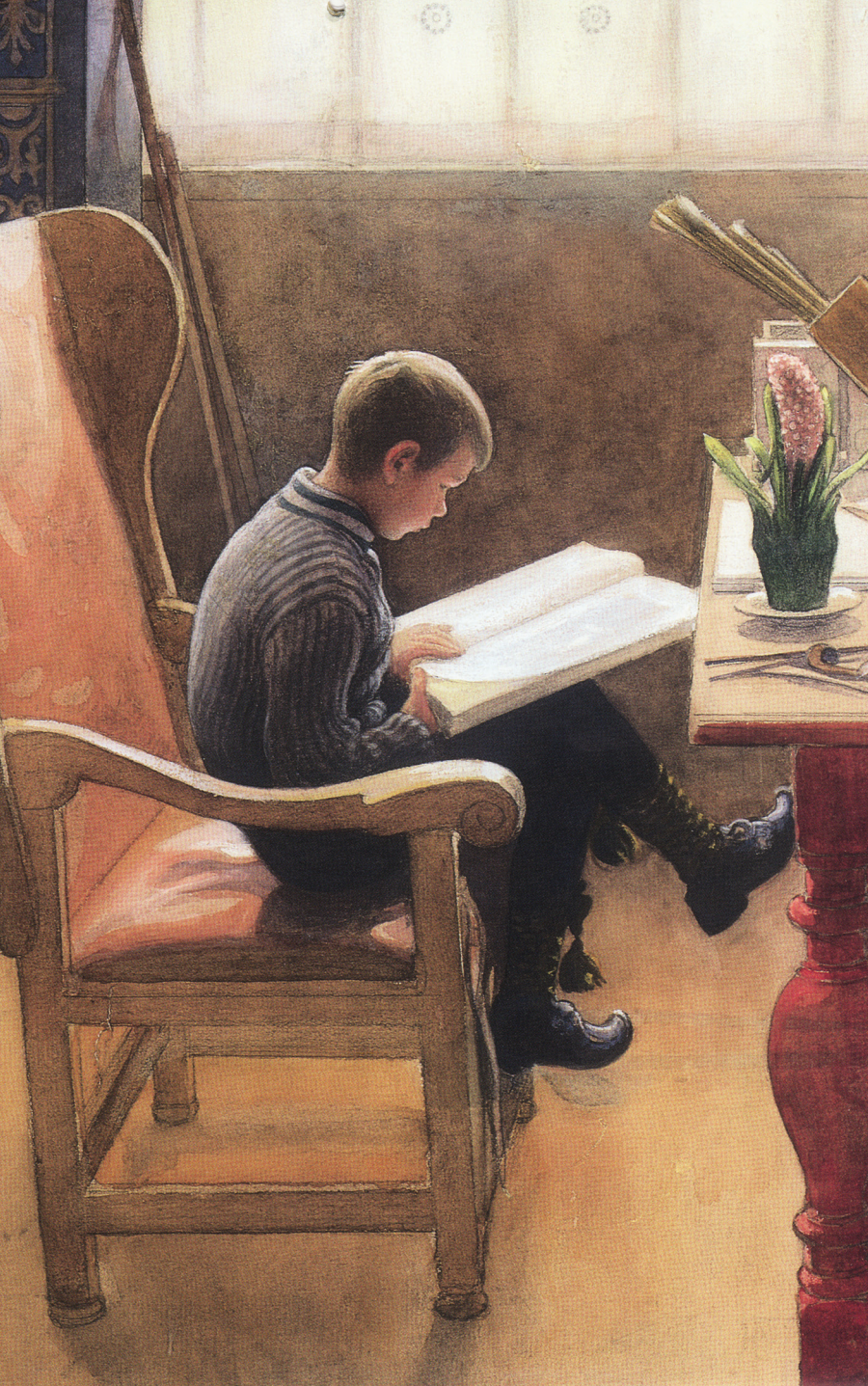
her wurden weiße goldgestickte Fahnen getragen, und während des ganzen Marsches sangen sie Frühlingslieder. Niels hatte die Empfindung, als sängen sie nicht selbst, als begleite der Gesang sie über ihren Köpfen hin schwebend. Ihm war es, als sängen nicht die Studenten zu Ehren des Frühlings, sondern als sitze der Frühling irgendwo verborgen und singe den Studenten etwas vor. Er hatte nie eine Ahnung davon gehabt, dass Menschen-gesang so klingen könne. Es war wie ein Sausen in Tannenwipfeln, wie Klang von Stahl, wie der Gesang wilder Schwäne am Strande.

Als die Studenten in den Garten kamen, wo die Rasenplätze mit dem ersten feinen hellgrünen Gras bedeckt waren und die Blätter der Bäume im Begriff standen, die Knospen zu sprengen, stellten sie sich vor einer Rednertribüne auf, die ein alter Mann bestieg, um eine Ansprache an sie zu halten.

Die Rednertribüne war auf der Treppe vor den großen Treibhäusern errichtet, und der Rabe setzte den Jungen auf das Dach des Treibhauses. Da saß er in guter Ruhe und sah und hörte. Der alte Mann auf der Rednertribüne sagte, das Beste im Leben sei, jung zu sein und seine Jugendjahre in Upsala zu verbringen. Er sprach von der guten, friedlichen Arbeit bei den Büchern und der reichen, lichten Jugendfreude, die nirgends so genossen werden könne wie in dem großen Kameradenkreis. Das mache die Arbeit so vergnüglich, ließe die Sorgen so leicht vergessen, mache die Hoffnung so licht.

Der Junge saß da und sah auf die Studenten herab, die in einem Halbkreis um die Rednertribüne standen, und ihm ging das Verständnis dafür auf, dass es nichts Schö-

Stockholm



Sonnabend, 7. Mai.

Vor einigen Jahren wohnte auf „der Schanze“, in dem großen Park bei Stockholm, wo man so viele merkwürdige Dinge gesammelt hat, ein altes Männchen namens Klement Larsson. Er stammte aus Helsingland und war nach der Schanze gekommen, um Volkstänze und andere alte Melodien auf seiner Violine zu spielen. Als Spielmann trat er hauptsächlich des Nachmittags auf, am Vormittag hatte er in der Regel die Aufsicht in einem der kleinen Bauernhäuser, die aus allen Teilen des Landes nach der Schanze geschafft sind.

Zu Anfang fand Klement, dass er in seinen alten Tagen besser gestellt sei, als er es sich jemals hatte träumen lassen, aber nach einiger Zeit fing er an, sich entsetzlich zu langweilen, namentlich wenn er die Aufsicht führen sollte. Es ging allenfalls an, wenn Leute kamen, um das Haus anzusehen, aber es konnte geschehen, dass Klement viele Stunden ganz allein dasaß. Dann befahl ihm ein solches Heimweh, dass er fürchtete, er werde sich gezwungen sehen, seine Stellung aufzugeben. Er war aber sehr arm und wusste, dass er daheim ins Armenhaus kommen würde. Daher suchte er so lange wie möglich auszuhalten, obwohl er mit jedem Tage, der verging, unglücklicher wurde.

Eines schönen Nachmittags in den ersten Maientagen hatte Klement einige Stunden frei und war auf dem

Wege, der über einen steilen Hügel von der Schanze abwärts führt, als er einem Schärenfischer begegnete, der einen Kasten auf dem Rücken trug. Es war ein junger, rüstiger Mann, der nach der Schanze zu kommen pflegte, um Seevögel feilzubieten, die er lebendig gefangen hatte, und Klement hatte schon oft mit ihm geplaudert. Der Fischer hielt Klement an, um zu fragen, ob der Vorsteher auf der Schanze zu Hause sei, und als Klement hierauf geantwortet hatte, fragte er seinerseits, was denn der Fischer in seinem Kasten habe. „Du darfst sehen, was ich habe“, sagte der Fischer, „wenn du mir dafür einen guten Rat geben und mir sagen willst, was ich für meinen Fang fordern kann.“

Er reichte Klement den Kasten. Der guckte erst einmal hinein und dann noch einmal und zog sich darauf schleunigst ein paar Schritte zurück. „Was in aller Welt ist denn das, Asbjörn?“, fragte er. „Wo hast du den gekapert?“

Er musste daran denken, dass ihm seine Mutter, als er noch klein war, von den „Männlein“ erzählt hatte, die unter dem Estrich der Scheune wohnten. Er durfte nicht weinen und nicht unartig sein, denn dann wurden die Männlein böse. Als er erwachsen war, glaubte er, die Mutter habe dies mit den Männlein eronnen, um ihn in Schock zu halten. Das war also nicht der Fall gewesen, denn dort in Asbjörns Kasten lag so ein Männlein.

Es war etwas von der Angst des Kindes bei Klement zurückgeblieben, und es lief ihm kalt den Rücken hinab, sobald er in den Kasten sah. Asbjörn merkte, dass er bange war, und fing an zu lachen, Klement aber nahm die Sache sehr ernst. „Erzähle mir doch, wo du ihn gefunden hast, Asbjörn“, sagte er. – „Ich habe ihm nicht aufgelauert“,

sagte Asbjörn, „er ist zu mir gekommen. Ich fuhr heute morgen in aller Frühe hinaus und nahm meine Flinte mit ins Boot. Kaum war ich auf offener See, als ich einige Wildgänse erblickte, die mit lautem Geschrei von Osten kamen. Ich sandte ihnen einen Schuss nach, traf aber keine. Stattdessen stürzte dieser kleine Kerl herab und fiel so dicht bei dem Boot ins Wasser, dass ich nur die Hand auszustrecken brauchte, um ihn zu fangen.“ – „Du hast ihn doch nicht verletzt, Asbjörn?“ – „Nicht die Spur, er ist munter und gesund. Aber gleich nachdem er angefliegen kam, war er nicht bei Besinnung, und das benutzte ich, um ihm Hände und Füße mit einem Stück Bindfaden zusammenzubinden, damit er mir nicht entfliehen sollte. Denn ich dachte mir ja gleich, dass es etwas für die Schanze sein würde.“

Während der Fischer erzählte, wurde Klement merkwürdig unruhig. Alles, was er in seiner Kindheit von den Männlein gehört hatte, von ihrer Rachsucht gegen Feinde und ihrer Güte gegen Freunde, fiel ihm wieder ein. Wer einen von ihnen gefangen hatte, dem war es nie im Leben gut ergangen. „Du hättest ihm sofort seine Freiheit schenken sollen, Asbjörn“, sagte er.

„Fast hätte ich ihn wirklich wieder laufen lassen müssen“, sagte der Fischer. „Denn, denk’ nur, Klement, die Wildgänse verfolgten mich bis nach Hause, und den ganzen Morgen flogen sie über der Schäre hin und her und schrien, als verlangten sie, dass ich ihn zurückgeben sollte. Und nicht genug damit, auch das ganze Vogelvolk draußen bei uns, Möwen und Seeschwalben und alle die anderen, die keinen ehrlichen Schuss Pulver wert sind, kamen und ließen sich auf der Schäre nieder und

machten einen fürchterlichen Spektakel, und sobald ich aus dem Hause ging, umflatterten sie mich, sodass ich wieder umkehren musste. Meine Frau bat mich, ihn laufen zu lassen, aber ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, dass er hierher, nach der Schanze sollte. Und da stellte ich denn eine von den Puppen der Kinder ins Fenster, versteckte den Kleinen ganz unten im Kasten und machte mich auf den Weg. Und die Vögel glaubten offenbar, dass er da am Fenster stünde, denn sie ließen mich gehen, ohne mich zu verfolgen.“

„Sagt er denn gar nichts?“, fragte Klement. – „Ja, zuerst versuchte er, den Vögeln etwas zuzurufen, aber davon wollte ich nichts wissen, da hab’ ich ihm einen Knebel in den Mund gesteckt.“ – „Aber Asbjörn“, sagte Klement, „wie kannst du nur so gegen ihn handeln! Begreifst du denn nicht, dass er etwas Übernatürliches ist?“ – „Ich weiß nicht, welcher Art er ist, das auszutüfteln überlasse ich anderen. Ich bin zufrieden, wenn ich nur gut für ihn bezahlt bekomme. Sag’ du mir jetzt, Klement, was meinst du, wird mir der Doktor auf der Schanze für ihn geben?“

Klement besann sich lange, ehe er antwortete. Aber es hatte ihn eine so sonderbare Unruhe um des Kleinen willen befallen. Es war ganz, als stünde seine Mutter neben ihm und sagte, er müsse immer gut gegen die Männlein sein. „Ich weiß nicht, was es dem Doktor da oben beliebt mag, dir zu bezahlen, Asbjörn“, sagte er. „Aber wenn du ihn mir lassen willst, so will ich dir zwanzig Kronen dafür bezahlen.“

Als der Spielmann die große Summe nannte, sah Asbjörn ihn mit grenzenlosem Staunen an. Er dachte,

Klement glaube, dass der Kleine eine heimliche Macht besitze und ihm von Nutzen sein könne. Er war keineswegs sicher, dass der Doktor eine so hohe Meinung von seinem Fang haben und ihm einen so hohen Preis dafür bezahlen werde. Und so nahm er denn Klements Anerbieten an.

Der Spielmann steckte seinen Kauf in eine seiner geräumigen Taschen, kehrte nach der Schanze zurück und ging in eine der Sennhütten, wo weder Besuch noch Aufsicht war. Er zog die Tür hinter sich zu, nahm den Kleinen heraus und legte ihn vorsichtig auf eine Bank; der war noch an Händen und Füßen gebunden und sein Mund war zugestopft.

„Höre jetzt, was ich sage“, begann Klement. „Ich weiß sehr wohl, dass Leute deiner Art nicht gern von Menschen gesehen werden, sondern lieber still umhergehen und die Dinge auf eigene Hand ordnen mögen. Darum habe ich gedacht, dir deine Freiheit zu geben, jedoch nur unter der Bedingung, dass du hier im Park bleibst, bis ich dir erlaube, von hier fortzugehen. Gehst du darauf ein, so nicke dreimal mit dem Kopf.“

Klement sah den Kleinen erwartungsvoll an, der aber rührte sich nicht.

„Du sollst es schon gut haben“, sagte Klement. „Ich will dir jeden Tag Essen hinstellen, und ich glaube, du wirst hier viel zu tun bekommen, sodass dir die Zeit nicht lang wird. Aber du darfst nirgends hinreisen, ehe ich dir die Erlaubnis dazu gebe. Wir können ein Zeichen verabreden. Solange ich dir Essen in einer weißen Schale hinsetze, sollst du hierbleiben. Stelle ich dir aber eine blaue Schale hin, so darfst du reisen.“

Wieder schwieg Klement und er wartete, dass der Kleine ein Zeichen geben sollte, der aber rührte sich nicht.

„Ja“, sagte Klement, „dann bleibt mir wohl nichts weiter übrig, als dich dem Herrn hier zu zeigen. Und dann wirst du in einen Glasschrank gesetzt, und alle Menschen in ganz Stockholm kommen, um dich zu sehen.“ Dies schien den Kleinen jedoch zu erschrecken, und kaum hatte Klement ausgedeutet, als er das Zeichen gab. „Das ist recht“, sagte Klement, nahm sein Messer und durchschnitt die Schnur, mit der die Hände des Kleinen gebunden waren. Dann ging er schnell auf die Tür zu. Der Junge löste das Band um seine Knöchel und nahm den Knebel aus dem Munde, ehe er an etwas anderes dachte. Als er sich dann nach Klement Larsson umwandte, um ihm zu danken, war der schon verschwunden.

Klement war kaum zur Tür hinausgekommen, als er einem schönen und vornehmen alten Herrn begegnete, der sich offenbar auf dem Wege nach einem herrlichen Aussichtspunkt dort in der Nähe befand. Klement konnte sich nicht entsinnen, den vornehmen alten Herrn schon früher gesehen zu haben, der aber hatte Klement offenbar einmal bemerkt, als er Violine spielte, denn er hielt ihn an und ließ sich auf ein Gespräch mit ihm ein. „Guten Tag, Klement“, sagte er. „Wie geht es dir? Du bist doch nicht krank? Ich finde, du bist in der letzten Zeit so mager geworden.“

Der alte Herr hatte etwas so unbeschreiblich Freundliches, dass Klement Mut fasste und ihm erzählte, wie sehr er unter dem Heimweh leide.

„Aber hör' einmal!“, sagte der alte vornehme Herr. „Du sehnst dich nach Hause, wenn du in Stockholm bist? Das kann doch nicht möglich sein!“

Und der vornehme alte Herr sah beinahe beleidigt aus. Aber dann mochte ihm wohl einfallen, dass der, zu dem er sprach, nur ein unwissender alter Bauersmann aus Helsingland war, und da wurde er wieder so wie vorher.

„Du hast wohl noch nie gehört, wie Stockholm entstanden ist, Klement. Wüsstest du das, so würdest du verstehen, dass es nur eine Einbildung von dir ist, wenn du dich von hier wegsehnst. Komme mit mir nach der Bank da, dann will ich dir ein wenig von Stockholm erzählen.“

Als der vornehme alte Mann sich auf die Bank gesetzt hatte, sah er erst eine Weile auf Stockholm hinab, das in all seiner Pracht unter ihm ausgebreitet lag, und dann atmete er tief auf, als wolle er die ganze Schönheit der Stadt einatmen. Darauf wandte er sich an den Spielmann.

„Sieh einmal, Klement“, sagte er, und während er sprach, zeichnete er in dem Kiesgang zu ihren Füßen eine kleine Karte. „Hier liegt Uppland, und hier schiebt es nach Süden zu eine Landzunge vor, in die eine Menge Buchten einschneiden. Und hier kommt Sörmland mit einer anderen Landzunge, die ebenso eingeschnitten ist und schnurgerade nach Norden geht. Und hier kommt ein See von Westen her, der ist voller Inseln: Das ist der Mälär. Und hier kommt von Osten her ein anderes Gewässer, das vor lauter Inseln und Schären kaum weiterkommen kann, das ist die Ostsee. Und hier, Klement, wo Uppland sich mit Sörmland begegnet und der Mälarsee mit der Ostsee zusammentrifft, läuft ein kleiner Fluss, der heißt Norrström, und mitten im Norrström liegen drei Werder.“

Anfangs waren diese Werder nichts weiter als gewöhnliche Werder mit ein paar Bäumen darauf von der Art, wie sie noch heute zahlreich im Mälär liegen, und sie lagen lange Zeit ganz unbewohnt da. Eine gute Lage hatten sie ja freilich, da sie mitten zwischen zwei Gewässern und zwei Landschaften lagen, aber das beachtete niemand. Ein Jahr nach dem anderen ging dahin. Die Leute siedelten sich auf den Mälärinseln und draußen in den Schären an, aber die drei Werder im Strom bekamen keine Einwohner. Ausnahmsweise konnte es wohl einmal geschehen, dass ein Schiffer bei einem von ihnen anlegte und sein Zelt für die Nacht dort aufschlug.

Niemand aber blieb dauernd dort.

Es war schon spät im Sommer, und das Wetter war noch schön, obwohl die Abende bereits anfangen, dunkel zu werden. Der Fischer zog sein Boot an Land, legte sich daneben, den Kopf auf einem Stein, und schlief ein. Als er erwachte, war der Mond schon lange aufgegangen. Er stand gerade über seinem Kopf und leuchtete gar prächtig, sodass es fast ganz hell war.

Der Mann fuhr in die Höhe und wollte eben das Boot ins Wasser schieben, als er eine Menge schwarzer Punkte sich draußen auf dem Meer bewegen sah. Es war eine große Schar Seehunde, die in voller Fahrt auf den Werder zukamen. Als der Fischer sah, dass die Seehunde scheinbar an Land kriechen wollten, duckte er sich nieder, um nach seinem Spieß zu suchen, den er immer im Boot bei sich hatte. Als er sich aber wieder aufrichtete, waren keine Seehunde mehr zu sehen; statt ihrer standen am Ufer des Sees die schönsten jungen Mädchen in schleppenden, grünen seidenen Gewändern und mit

Perlenkränzen im Haar. Da begriff der Fischer, dass es Meerjungfrauen waren, die auf den öden Schären, weit draußen im Meer, wohnten und die nun Seehundkleider angelegt hatten, um an Land zu schwimmen und sich im Mondschein auf den grünen Werdern zu belustigen. Ganz leise legte er den Spieß wieder hin, und als die Meerjungfrauen auf den Werder hinaufkamen, um zu spielen, schlich er hinterdrein und betrachtete sie. Er hatte gehört, dass die Meerjungfrauen so schön und anmutig sein sollten, dass niemand sie sehen könne, ohne von ihrer Schönheit bezaubert zu sein, und er musste zugeben, dass dies keine Übertreibung war.

Als er ihrem Tanz unter den Bäumen eine Weile zugesehen hatte, ging er an den Strand hinab, nahm eines der Seehundkleider, die dort lagen, und versteckte es unter einem Stein. Dann kehrte er nach seinem Boot zurück, legte sich daneben und stellte sich schlafend.

Bald darauf sah er die Meerjungfrauen an den Strand hinabkommen, um die Seehundkleider anzuziehen. Anfangs war alles Spiel und Fröhlichkeit, bald aber verwandelte es sich in Jammer und Klagen, weil eine von ihnen ihr Gewand nicht finden konnte. Sie liefen alle am Ufer hin und her und halfen ihr suchen, keine aber fand es. Während sie so liefen und suchten, sahen sie, dass der Himmel hell wurde und dass der Tag nahe war. Da schien es, als könnten sie nicht länger bleiben, sie schwammen alle davon bis auf diejenige, die kein Seehundkleid hatte. Die blieb am Strande sitzen und weinte.

Der Fischer hatte ja freilich großes Mitleid mit ihr, aber er zwang sich, ruhig liegen zu bleiben, bis es heller Tag geworden war. Da stand er auf und schob das Boot in die

See hinaus, und als er die Ruder schon erhoben hatte, tat er so, als erblicke er sie ganz zufällig. ‚Was für eine bist denn du?‘, rief er. ‚Bist du eine Schiffbrüchige?‘ Sie stürzte auf ihn zu und fragte, ob er nicht ihr Seehundkleid gesehen habe, der Fischer aber tat so, als verstehe er nicht einmal, wonach sie ihn fragte. Da setzte sie sich wieder hin und weinte, aber nun schlug er ihr vor, zu ihm in sein Boot zu kommen. ‚Komm mit nach Hause in meine Hütte‘, sagte er. ‚Dann kann meine Mutter sich deiner annehmen. Du kannst doch nicht hier auf dem Werder sitzen bleiben, wo du weder ein Bett noch einen Bissen Essen bekommen kannst!‘ Und er sprach so gut, dass sie sich überreden ließ, zu ihm in das Boot zu kommen.

Der Fischer wie auch seine Mutter waren unbeschreiblich gut gegen die arme Meerjungfrau, und sie schien sich sehr wohl bei ihnen zu befinden. Mit jedem Tage wurde sie fröhlicher, sie half der Alten bei der Arbeit und war ganz so wie ein Fischermädchen, nur dass sie viel schöner war als alle die anderen. Eines Tages fragte der Fischer sie, ob sie seine Frau werden wolle, und dagegen hatte sie nichts einzuwenden; sie sagte sogleich Ja. Da rüstete man zur Hochzeit, und als die Meerjungfrau als Braut geschmückt werden sollte, zog sie ihr grünes seidenes Kleid an und flocht den schimmernden Perlenkranz in ihr Haar, so wie sie gekleidet gewesen war, als der Fischer sie zum ersten Mal gesehen hatte. In jenen Zeiten gab es in den Schären weder Pfarrer noch Kirche. Die Brautleute setzten sich in ein Boot und ruderten auf den Mälar und ließen sich in der ersten Kirche trauen, zu der sie kamen.

Der Fischer hatte seine Braut und seine Mutter im Boot und er segelte so gut, dass er allen anderen voraus war. Als er so weit gekommen war, dass er den Werder im Strom sehen konnte, wo er seine Braut gewonnen hatte, die nun so stolz und geschmückt an seiner Seite saß, konnte er sich eines Lachens nicht erwehren. ‚Worüber lachst du?‘, fragte sie. – ‚Ach, ich denke an die Nacht, als ich dein Seehundkleid versteckte‘, antwortete der Fischer, denn nun fühlte er sich ihrer so sicher, dass er meinte, er brauche ihr nichts mehr zu verbergen. – ‚Was sagst du da?‘, fragte die Braut. ‚Ich habe doch nie ein Seehundkleid besessen.‘ Es war, als habe sie alles vergessen. ‚Weißt du denn nicht mehr, wie du mit den Meerjungfrauen getanz hast?‘, fragte er. – ‚Ich weiß nicht, was du meinst‘, sagte die Braut. ‚Ich glaube, du hast über Nacht einen wunderlichen Traum gehabt.‘

‚Wenn ich dir nun dein Seehundkleid zeige, wirst du mir dann glauben?‘, fragte der Fischer und steuerte im selben Augenblick auf die Insel zu. Sie gingen an Land und sie fanden das Gewand unter dem Stein, wo er es versteckt hatte.

Kaum aber sah die Braut das Seehundkleid, als sie es ihm entriss und sich über den Kopf warf. Es umschloss sie, als sei es lebend, und sie stürzte sich sofort in den Strom. Der Bräutigam sah sie davonschwimmen; er sprang ihr nach ins Wasser, konnte sie aber nicht erreichen. Als er sah, dass er sie auf keine andere Weise zurückhalten konnte, griff er in seiner Verzweiflung nach dem Spieß und warf ihn nach ihr. Er traf besser, als er gewollt hatte, denn die arme Meerjungfrau stieß einen klagenden Schrei aus und verschwand in der Tiefe.

Der Fischer blieb am Strande stehen und wartete darauf, dass sie wieder zum Vorschein kommen würde. Da aber sah er, dass sich ein milder Schein ringsumher über das Wasser verbreitete. Es strahlte in einer Schönheit, wie er nie zuvor etwas Ähnliches gesehen hatte. Es schimmerte und glitzerte rosenrot und weiß, so wie die Farben im Innern einer Muschel schillern.

Als die glitzernden Wellen gegen das Ufer schlugen, war es dem Fischer, als wenn auch die sich veränderten. Sie waren voller Blumen und Duft, ein milder Glanz lag über ihnen, sodass sie eine Schönheit erhielten, wie sie sie nie zuvor besessen hatten.

Und er verstand, woher dies alles kam. Denn mit den Seejungfrauen verhält es sich so, dass, wer sie sieht, sie schöner finden muss als alle anderen, und als sich nun das Blut der Meerjungfrauen mit dem Wasser vermischte und an den Ufern hinaufschlug, ging ihre Schönheit auch auf die Ufer über, und fortan mussten alle, die sie sahen, sie lieben und sich von Sehnsucht zu ihnen hingezogen fühlen.“

Als der vornehme alte Herr in seiner Erzählung so weit gekommen war, wandte er sich nach Klement um und sah ihn an, und Klement nickte ihm ernsthaft zu, sagte aber nichts, um die Erzählung nicht zu unterbrechen.

„Nun musst du achtgeben, Klement“, fuhr der alte Herr fort, und es kam auf einmal ein schelmisches Aufblitzen in seine Augen, „dass seit jener Zeit die Leute anfangen, sich auf den Werdern niederzulassen. Zuerst waren es nur Fischer und Bauern, die sich da draußen ansiedelten, aber eines schönen Tages kamen der König und sein Jarl den Strom hinaufgefahren. Sie sprachen sogleich

